

**THERESA PRAMMER**

**AUS  
GE  
LÖSCHT**



**THRILLER**

insel taschenbuch 5004  
Theresa Prammer  
Ausgelöscht



Zwei vermisste Frauen tauchen gleichzeitig nach drei Wochen wieder auf – eine in Berlin, die andere in Wien. Für beide scheinen nur zwei Tage vergangen zu sein. Noch merkwürdiger sind ihre exakt gleichen Erinnerungen an die Entführungen. Die Ermittler sind ratlos und holen die Erinnerungsforscherin Lea Goldberg ins Team, die zurückgezogen in Wien lebt und seit einem Fehlurteil arbeitsunfähig ist. Ein Jahr zuvor beurteilte sie einen Angeklagten falsch, der daraufhin freikam und einen Mord beging.

Die renommierte Psychiaterin Barbara Kirsch unterstützt die Ermittlungen in Berlin. Zusammen versuchen sie, die versteckten Erinnerungen der Frauen zu entwirren. Doch als die beiden Psychologinnen sich treffen, löst dies eine Katastrophe aus ...

Theresa Prammer, 1974 geboren in Wien, arbeitet nach verschiedenen Engagements als Schauspielerin mittlerweile als Regisseurin und schreibt Krimis und Familienromane. Sie lebt abwechselnd in Wien und in Reichenau an der Rax.

Theresa Prammer

# AUSGELÖSCHT

*Thriller*

**INSEL VERLAG**



Erste Auflage 2023

insel taschenbuch 5004

Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68304-9

[www.insel-verlag.de](http://www.insel-verlag.de)

**AUSGELÖSCHT**

**Für Joseph**

Jeder glaubt, Erinnerungen funktionieren wie ein Aufnahmegerät. Man zeichnet Informationen auf, ruft sie ab und gibt sie wieder.

Aber jahrzehntelange Arbeit in der Psychologie hat gezeigt, dass das nicht stimmt. Das Gedächtnis funktioniert ein bisschen mehr wie eine Wikipedia-Seite.

Sie können dort hingehen und den Inhalt ändern.

Aber andere können das auch.

*Dr. Elizabeth Loftus, Erinnerungsforscherin*





# 1. // Prolog

Fünf Tage nachdem die Mordanklage gegen Jakob fallengelassen wurde, tötete er Elli.

Carl und ich waren bei der Eröffnung des Memoria-Projekts in der größten Halle der Messe Berlin. Und wir hatten keine Ahnung, was sich nur wenige Kilometer entfernt abspielte. Wussten nicht, dass Jakob Elli überwältigte. Sie in den Keller brachte. Fesselte.

Ich saß in der ersten Reihe des vollbesetzten Saals und hielt Ausschau nach Carl. Wir hatten uns heute noch nicht gesehen.

Als Leiter des Memoria-Projekts war er der erste Vortragende, nach ihm war ich dran. So nervös wie jetzt war ich selten. Nicht wegen des Vortrags. Sondern, weil ich Carl gestern Abend fast geküsst hätte.

Wir waren bei ihm zu Hause, um uns auf den Kongress vorzubereiten. Ich kannte ihn schon mehr als mein halbes Leben, doch erst seit wir zusammenarbeiteten, waren seine Tochter und er meine Ersatzfamilie geworden. Schon früher hatte es diese Momente zwischen uns gegeben. In denen ein Blick plötzlich mehr bedeutete. Passiert war nie etwas. Bis gestern. Carls Tochter hatte angerufen. Sie war bei einer Freundin, würde später kommen, und wir sollten ihr etwas vom chinesischen Lieferservice aufheben.

»Wo waren wir gerade?«, fragte Carl und legte das Handy weg. Er hatte sein Essen noch nicht angerührt. Wirkte angespannt. Das war untypisch für ihn. Ich schob den Teller gebratener Nudeln zu ihm hin.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte ich.

»Möchtest du Wein?«, wick er aus.

Ohne meine Antwort abzuwarten, stand er auf, holte eine Flasche Weißwein aus dem Kühlschrank. »Wer von uns soll morgen über Jakobs psychische Verfassung reden?«, fragte er, goss ein und reichte mir das Glas.

»Keiner.«

Er wirkte überrascht.

»Du willst nichts sagen?«

»Carl, Jakob vertraut uns. Er hat vorher niemandem so sehr vertraut. Wir kennen seine Geheimnisse.« Carl setzte an, doch ich ließ ihn nicht zu Wort kommen. »Und ich weiß, was du sagen willst.«

Er zog eine Augenbraue hoch. »Ach ja?«

»Dass er kein Patient ist, es so viele andere gibt, für die unsere Arbeit mit ihm den Weg ebnet wird, und es darum wichtig ist, so tiefgehend wie möglich über alles zu berichten. Aber trotzdem. Er ... er ist noch ein Teenager.«

Das war eine dürftige Begründung, ich erwartete, dass Carl mir etwas entgegensetzen würde. Doch er zögerte.

»Vielleicht hast du recht.«

Damit hatte ich nicht gerechnet. Er nahm sein Glas und prostete mir zu.

»Auf dich, Lea.«

»Du stimmst mir zu? Was ist los?«

»Brauche ich einen Grund?«

»Auf jeden Fall«, lachte ich. »Professor Simon braucht für alles eine Begründung«, zog ich ihn auf. Das war ein gängiger Spruch an der Uni gewesen, als ich vor etlichen Jahren seine Studentin war. Mein halber Jahrgang war damals in den gutaussehenden jungen Dozenten verliebt.

Er lächelte, nahm einen Schluck, stellte sein Glas ab.

»Lea, es gibt etwas, über das wir reden sollten. Etwas anderes.«

Sein Blick wurde weicher. Ich hielt mein Glas fest umklammert.

»Ach so?«

»Ich ...«, begann er.

Er sah mich an, mein Herzschlag beschleunigte sich. Plötzlich hob er die Hand, beugte sich zu mir und streichelte sanft über die Narbe auf meiner Wange. Jede unserer Berührungen war bis jetzt rein freundschaftlich gewesen. Zumindest hatten wir beide immer so getan, was manchmal ein wenig absurd gewirkt hatte. Eine zärtliche Umarmung, die in einem Schulterklopfen endete. Ein Kuss auf die Wange, der fast die Lippen streifte. In diesem Moment wurden alle meine Vorsätze, die uns betrafen und die ich mir seit Jahren in der Theorie festgelegt hatte, unwichtig. Die Arbeit mit Jakob hatte mich verändert. Uns verändert.

Ich stellte das Glas ab, griff nach Carls Hand. Wir sahen uns an und wäre in dem Moment nicht das Aufsperrn der Tür zu hören gewesen, hätte ich ihn geküsst.

Nach der Unterbrechung hatte ich mich rasch verabschiedet.

Eine dunkelhaarige Frau mittleren Alters in einem schicken Kostüm trat nun mit großer Geste zu Carl, führte ihn zu einer Gruppe von Anzugträgern, die etwas abseits standen. Carl schüttelte ein paar Hände. Er wirkte entspannt. Ganz anders als gestern Abend. Das Licht im Saal wurde gedimmt, das Podium erstrahlte im Scheinwerferlicht, und Carl betrat unter Applaus die Bühne. Auf der

Videowand hinter ihm erschien Jakobs überlebensgroßes Gesicht.

»Guten Abend. Wie geht es Ihnen?«, sagte Carl in das Mikrofon.

Ein paar Stimmen aus dem Publikum riefen »gut«.

»Diesem jungen Mann, den Sie hier hinter mir sehen – sein Name ist Jakob –, geht es seit fünf Tagen auch wieder gut. Er ist der Anlass für diese Konferenz. Unsere Arbeit als Psychologen, die falsche Erinnerungen erforschen, hat durch das mediale Interesse an ihm Aufschwung bekommen. Was für mein Team und mich im besten Fall enorme Forschungsgelder und Zuschüsse bedeutet.«

Einige Lacher waren zu hören. Carl hatte das Publikum schon auf seine Seite gezogen.

Hinter mir ertönte das »Pling« einer ankommenden SMS.

»Wahrscheinlich wissen die meisten von Ihnen, dass Jakob wegen Mordes angeklagt war. Er soll einen Mann in der aufgelassenen Beelitz-Heilstätte getötet haben. Es gab dafür keine Beweise, nur Indizien«, fuhr Carl mit gesenkter Stimme fort. »Trotzdem war er für Justiz und Öffentlichkeit nicht nur der perfekte Täter. Es schien auch keinerlei Zweifel an seiner Schuld zu geben. Denn Jakob hatte gestanden. Und nicht nur das. Der Junge hatte Erinnerungen an den Mord. Er erinnerte sich an einen Mord, den er nie begangen hatte.«

Raunen ging durchs Publikum. Erneut ein »Pling«.

»Ja, Jakob ist unschuldig. Doch wie war das möglich? Wie konnte er sich an etwas erinnern, dass so nie passiert war? Und vor allem – wie sollten wir das beweisen?«

Ein »Pling« in den Reihen hinter mir. Dann noch ei-

nes. Und ein weiteres. Immer mehr. »Pling-pling-pling-pling ...«

»Es scheint, jemand von Ihnen hat sein Handy ...«, begann Carl. Die dunkelhaarige Frau, die ihn in Empfang genommen hatte, rannte über die Bühne. Sie war leichenblass. Sie fasste ihn am Arm, flüsterte ihm etwas ins Ohr und zog ihn aus dem Scheinwerferlicht.

Mein Handy vibrierte in der Tasche.

Eine Nachricht. Ohne Absender.

Es war ein Foto. Jakob. Und eine weitere Person im Hintergrund. Gefesselt und geknebelt. Mit aufgerissenen Augen starrte sie in die Kamera.

»O Gott, wer ist das?«, fragte jemand neben mir.

Wie aus der Ferne hörte ich meine erstickte Stimme.

»Carls Tochter Elli.«

Dann rannte ich los.

## 2. // Ein Jahr später

Als Kommissar David Friedrichs um halb sechs Uhr morgens anrief, dachte ich, er hätte sich verwählt. Ich stand mit der Kaffeetasse in der Küche und starrte teilnahmslos auf ein Video, das auf meinem Laptop lief. Eine junge hübsche Frau verrenkte sich in Yogaposen. Eine von Ellis Freundinnen hatte den Link auf Instagram geteilt. Es hatte etwas gleichzeitig Schmerzhaftes und Tröstendes, dass das Leben für sie weiterging – ohne Elli.

»David?«, meldete ich mich.

»Hallo, Lea. Tut mir leid, dass ich so früh anrufe.«

Seine Stimme klang anders als sonst. Oberflächlich wirkte sie ruhig, doch darunter schwang ein leichtes Beben.

»Kein Problem, ich bin wach. Aber ...«

»Ich weiß, du arbeitest im Moment nicht. Ich brauche dich trotzdem. Kannst du herkommen? Jetzt gleich.«

»Was ist los?«

Er schluckte. »Das kann ich nicht am Telefon sagen, ich schicke dir einen Wagen. Es hat mit Berlin zu tun.«

Berlin. Ich wusste nicht, was er genau meinte. Schließlich hatte ich lange in Berlin gelebt und gearbeitet – bis zur Katastrophe letztes Jahr. Doch die Nennung der Stadt reichte, um mein Angstmonster zu triggern. Mein Herz fing an zu rasen, meine Muskeln verkrampften sich. Obwohl ich wusste, dass ich hier in meiner Küche in Sicherheit war, machte sich mein Körper bereit zur Flucht.

»In Ordnung, ich komme.«

Ich griff in die Medikamentenschublade, spülte die letzte

Tablette im Blister mit Kaffee hinunter, schlüpfte in die ersten Jeans, T-Shirt und Sneaker, nahm die Lederjacke und wartete vor dem Haus auf den Streifenwagen. So, wie ich es bis vor einem Monat unzählige Male gemacht hatte. Mit dem Unterschied, dass ich mich damals noch geweigert hatte, ein angstlösendes Medikament einzunehmen. Jetzt konnte ich es kaum erwarten, bis es wirkte. Was allerdings sicher mindestens eine Stunde dauern würde.

Je näher der Streifenwagen dem Bundeskriminalamt kam, desto mehr jagte mein Puls in die Höhe. Vor der Landespolizeidirektion – einem riesigen Klotzbau aus den siebziger Jahren mit dem Charme einer Turnhalle – stieg ich aus. Meine Beine zitterten, und ich versuchte, ruhig zu atmen. Was mir nicht gelang. Eine typische Reaktion bei PTBS – der posttraumatischen Belastungsstörung. Ich hatte genug Patienten mit der gleichen Diagnose behandelt. Seit einem Monat konnte ich deswegen nicht mehr als Leiterin der psychologischen Opfer-Betreuung arbeiten, dabei hatte ich den Job kaum ein Jahr. Offiziell wurde es »Bildungskarenz« genannt, mit offenem Zeitpunkt, wann ich zurückkehren würde. Man wollte mir keine Steine in den Weg legen. Wofür ich dankbar war, ich hatte die Arbeit gemocht. Sie war, mit dem Umzug von Berlin zurück in meine Heimatstadt Wien, mein Neubeginn.

Die neue Wohnung im achten Bezirk, umgeben von hippen kleinen Lokalen, Restaurants und Geschäften, war größer als die in Berlin. Das kulturelle Leben hier genauso vielfältig. Und es wimmelte von Touristen. Wien hatte sich verändert, es war eine Großstadt geworden. Vielleicht hatte ich deshalb das Gefühl, meine Rückkehr sei keine überhasstete Flucht, sondern die richtige Entscheidung.



Doch nach ein paar Wochen hatte es wieder begonnen. Wie aus dem Nichts hatte mein Körper angefangen, verrückt zu spielen. Die Panikattacken kamen plötzlich und ohne bestimmten Auslöser. Zu jeder Tages- und Nachtzeit. Dazu die Alpträume, aus denen ich von meinen eigenen Schreien nach Elli und Carl geweckt wurde. Anfangs hatte ich versucht, damit umzugehen. Auch wenn es mir nicht gefiel, waren es doch nachvollziehbare Reaktionen, es würde besser werden. Was nicht passierte. Im Gegenteil. Und da war noch etwas anderes. Dieses schleichende Gefühl, als würde ich mir fremd werden. Rational wusste ich, es handelte sich um die nächste Phase. Die Dissoziation – die Abspaltung der eigenen Emotionen. So lassen sich zu schmerzhaften Erfahrungen wirkungsvoll ausblenden. Eine Art Schutzmechanismus der Psyche. Wie ein Wächter lässt sie nur zu, was sie verkraften kann.

In Berlin hatte ich mit Patienten gearbeitet, die mit unerwarteten Todesfällen, Gewaltverbrechen, Missbrauch, Vergewaltigungen oder Unfällen nicht fertig wurden. Häufig waren es auch Kündigungen oder Trennungen. Wie wichtig und bedeutend mir die Einordnungen der PTBS-Phasen vorgekommen waren.

*Lea Goldberg erkennt das und das. Oh, wie klug und brillant.*

Seit diese Diagnosen mich selbst betrafen, waren sie zu dem geworden, was sie eigentlich sind – seelenlose Worte zur Etikettierung, warum man nicht mehr funktionierte. Denn so fühlte ich mich.

Vom Verstand her war mir klar, dass die alten Wunden aus meiner Kindheit durch das schreckliche Unglück in Berlin aufgerissen worden waren. Doch ich war nicht da-

rauf gefasst gewesen, auf welcher emotionalen Achterbahn ich mich im gefühlten Blindflug bewegte.

Um ruhiger zu werden, hielt ich das Gesicht in das orangefarbene Licht der Morgensonne, die sich in den Fenstern spiegelte. Ich konzentrierte mich auf den bittersüßen Nachgeschmack des Kaffees. Spürte die Wärme auf der Haut und die leichte Brise. Hörte auf die Motorengeräusche der vorbeifahrenden Autos. Es würde ein schöner Junitag werden. Egal, was mich gleich bei Friedrichs erwartete.

Ich nahm einen tiefen Atemzug und betrat das Gebäude. Die beiden Polizeibeamten am Eingang winkten mich durch die Drehtür, ohne meinen Ausweis zu verlangen. Sie tuschelten. Wahrscheinlich erkannten sie mich. Was weniger mit mir zu tun hatte, als mit der großen Narbe in X-Form, die sich über meine komplette linke Gesichtshälfte zog. Die Erinnerung an einen Autounfall, den ich als Zwölfjährige hatte.

»Zweiter Stock, Frau Goldberg. Sie werden erwartet.« Ich nickte ihnen zu, sie senkten sofort die Blicke. Ich bin daran gewöhnt. Wie ein Stempel markiert mich diese Narbe. Ich registriere sie nur an den schlechten Tagen, wenn ich in den Spiegel sehe.

David Friedrichs stand vor einem der Gangfenster. In einem dunkelblauen Slimfit-Anzug, die dunklen Haare wie immer perfekt gegelt.

Wie üblich wurde er von seinem leicht nervösen Assistenten Hoffmann postiert. Im Gegensatz zu dem hochgewachsenen schlanken Friedrichs hatte er eine Glatze und einen Schmerbauch. Ich habe selten einen ohne den anderen angetroffen. Zumindest innerhalb dieses Gebäudes.

Hoffmann und ich lächelten einander aus der Entfernung zu, während Friedrichs mir grußlos entgegeneilte. Er

deutete auf die Unterlagen, die er unter den Arm geklemmt hatte und dann auf eine offenstehende Tür am Ende des Gangs.

»Danke, dass Sie so schnell gekommen sind. Bitte da rein.«

Er sprach so sanft und ruhig, als würde er in einer schummrigen Bar einen Cocktail bestellen.

Vor meiner Auszeit hatte ich bei einigen Fällen mit ihm zusammengearbeitet und war mit seiner Vorgehensweise vertraut geworden. Je schwieriger sich ein Fall darstellte, desto ruhiger wurde Friedrichs. Als könnte er den Schrecken dadurch kontrollieren.

»Hoffmann, bringst du bitte Kaffee in die zwei«, rief er seinem Assistenten zu.

Wir betraten das kleine Verhörzimmer, das intern nur »Beichtstuhl« genannt wurde, weil darin gerade mal zwei Stühle Platz hatten.

»Ich bin seit 3 Uhr hier und habe in fünfzehn Minuten eine Pressekonferenz«, sagte er und gähnte. »Es war eine verrückte Nacht. Guten Morgen, übrigens.« Er lächelte, aber es erreichte seine Augen nicht. Er schloss die Tür.

Es war heiß und stickig in dem fensterlosen Raum. Trotzdem zitterte ich, mir war kalt, und ich nahm rasch Platz.

»Es wird nicht lange dauern«, sagte er beschwichtigend.

Ich schlug die Beine übereinander, verschränkte meine Finger so, dass ich unauffällig den Daumnagel in das weiche Fleisch der anderen Hand bohren konnte.

»Kein Problem, ich habe Zeit.«

Er blieb stehen, musterte mich, als würde er mir meine Schlaflosigkeit ansehen.

»Du wirst gleich verstehen, warum ich dich hergebeten habe, Lea.« Es klang nach einer Entschuldigung.

Unter vier Augen waren wir per du. Seit Friedrichs mich zwei Mal in eine italienische Weinbar, in der Nähe des Kommissariats, eingeladen hatte.

Die erste Einladung, das wurde mir nach dem ersten Glas Wein klar, hatte er nur ausgesprochen, um mir »auf den Zahn zu fühlen«, ob ich für den Job nach der Sache in Berlin bereits belastbar genug war. Als ich ihn darauf ansprach, gab er es offen zu. Da wusste ich, dass wir gut zusammenarbeiten würden. Es wurde ein angenehmer Abend. Wir unterhielten uns über alte Filme, Lieblingsbücher und die besten Restaurants in der Innenstadt. Er erzählte mir von seinen drei Kindern und ich ihm von meiner Arbeit in Berlin, die ich zurückgelassen hatte, um dieses neue Kapitel aufzuschlagen. Das dachte ich damals zumindest.

Beim Abschied sagte er, dass er sich auf die Zusammenarbeit freue, und ich glaubte ihm.

Der Grund seiner zweiten Einladung hatte mich überrascht. Es war vor einem Monat, nachdem unsere Fälle bereits abgeschlossen waren. Ich nahm an, er wollte nett sein oder mich zur Rückkehr in den Job überreden. Erst während des Gesprächs wurde mir klar, er kannte nur den offiziellen Grund, warum ich aufgehört hatte.

Friedrichs Bitte um dieses Treffen war rein persönlich. Er befand sich in einer Ehekrise, und seine Frau drängte ihn zu einer Paartherapie, für die ihm aber die Zeit fehlte. Und nun drohte sie mit Scheidung. Deswegen bat er mich um Rat. Als ich fragte, warum ausgerechnet mich, er habe doch immer wieder mit Psychologen zu tun, antwortete er, weil er mir vertraue. Er habe das Gefühl, dass ich ihn nicht wegen seiner Macken verurteile.

Ich weiß nicht, was an diesem Abend sonst noch anders